



Leseprobe

Catherine Miller

Gebrochene Herzen schlagen gleich

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 384

Erscheinungstermin: 14. Juni 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die 31-jährige Kardiologin Keisha kennt als Medizinerin das Herz ganz genau. Was sie aber nicht weiß, ist, wie man jemandem sein Herz schenkt. Und sie will es auch nicht. Denn sie musste lernen, dass man sich am besten schützt, wenn man erst gar keine Gefühle zulässt. Im Gegensatz zu dem 79-jährigen Clive, der verliebt ist seit er vierzehn ist. Doch seine Frau ist vor Kurzem gestorben, was Clive buchstäblich das Herz gebrochen hat, er kommt mit dem Broken-Heart-Syndrom ins Krankenhaus und wird Keishas neuer Patient. Die beiden verstehen sich auf Anhieb und Clive will ihr beibringen, dass man nicht gelebt hat, bis man geliebt hat. Dafür zeigt Keisha ihm, dass es nie zu spät für eine zweite Chance ist.



Autor

Catherine Miller

Catherine Miller ist Mutter von Zwillingen. Da dies noch nicht genügend Arbeit war, schrieb sie in jeder freien Minute an ihrem Roman. Zwei Jahre später beschloss sie, ihren Traum, Autorin zu werden, weiterzuverfolgen. Sie gewann u.a. das Katie Fforde-Stipendium und unterschrieb ihre ersten Buchverträge – eine spannende Zeit, die sie nur mit jeder Menge Schokolade überstand. Nach »99 Tage mit dir« ist »Gebrochene Herzen schlagen gleich« ihr zweites Buch im Diana Verlag.

Catherine Miller
Gebrochene Herzen schlagen gleich

Zum Buch

Manchmal kann ein gebrochenes Herz tatsächlich lebensbedrohlich sein, das hat Keisha schmerzlich erfahren. Vor fünfzehn Jahren geschah etwas, das ihre Welt zum Einsturz brachte. Seitdem ist Keisha im Überlebensmodus. Die Narbe, die sie mit einem Tattoo bedeckt hat, ist eine wichtige Erinnerung: Ihr Herz kann nicht brechen, wenn es gar nicht erst fühlt. Und so lässt sie niemanden an sich heran, um keine weitere Verletzung aushalten zu müssen. Doch Keisha lebt nicht richtig – sie existiert einfach. Kann sie sich ihrer Vergangenheit stellen, um eine Zukunft zu haben?

Zur Autorin

Catherine Miller ist Mutter von Zwillingen. Da dies noch nicht genügend Arbeit war, schrieb sie in jeder freien Minute an ihrem Roman. Zwei Jahre später beschloss sie, ihren Traum Autorin zu werden weiterzuverfolgen. Sie gewann u. a. das Katie Fforde-Stipendium und unterschrieb ihre ersten Buchverträge – eine spannende Zeit, die sie nur mit jeder Menge Schokolade überstand. Nach »99 Tage mit dir« ist »Gebrochene Herzen schlagen gleich« ihr zweites Buch im Diana Verlag.

Catherine Miller

Gebrochene
Herzen
schlagen
gleich

Roman

Aus dem Englischen
von Angelika Naujokat

DIANA

*Für meinen Bruder Brian –
danke für all deine Unterstützung!
Falls Sie ihn kennen, richten Sie ihm aus,
er soll mich mal anrufen.*

ERSTER TEIL

Das rechte Atrium

Der rechte Vorhof des Herzens,
der sauerstoffarmes Blut aus den Hohlvenen empfängt.
Mit anderen Worten: Der Beginn ...

Keisha

Ich fühle im Schnitt achtundzwanzig Mal am Tag meinen Puls. Diese Woche beträgt der Durchschnitt achtundzwanzig Komma sieben, um genau zu sein, denn ich habe ein Faible für Genauigkeit.

Im Wachzustand überprüfe ich ihn vorzugsweise zweimal pro Stunde. Sollte ich gestresst sein, auch öfter. Das ist beispielsweise der Fall, wenn ich öffentliche Verkehrsmittel benutze oder an Arbeitstreffen teilnehme oder meine Mitbewohnerin wieder einmal kocht. Es scheint mir sinnvoll, meinen Puls genauer zu überwachen, wenn in einem Tag viel Bewegung und Veränderung steckt oder Lucy aufs Neue versucht, unser Haus in Brand zu setzen. Diese Gefahr ist immer dann am größten, wenn sie sich alle Mühe gibt, den Reis anbrennen zu lassen, die Nudeln zu kochen, bis sie am Topfboden kleben, oder das panierte Hähnchenfleisch einzuäschern.

An Tagen, an denen die Zahl meiner Pulskontrollen über dreißig liegt, weiß ich, dass ich auf mich achten muss. Es ist schon komisch – auch wenn das Herz sämtliche Funktionen meines Körpers bestimmt, sind es nicht die Schläge pro Minute, die mich beunruhigen, sondern wie oft ich es kontrolliert habe. Das ist es, was mir etwas über meine Verfassung verrät. Alles über dreißig bedeutet, dass ich eine Pause einlegen und einen

kritischen Blick auf mein Leben werfen sollte. Alles über fünf- und dreißig ist ein Signal, dass nicht mehr länger ich diejenige bin, die die Kontrolle hat, sondern meine Angst.

Meine beiden Finger schweben über dem schwarzen Umriss des Blumenherzens auf der Innenseite meines linken Handgelenks. Es ist über meinem Pulspunkt eintätowiert. Und das nicht etwa aus ästhetischen Gründen, wie manche denken, oder weil es als ein Symbol für meine Lebensaufgabe in der Kardiologie steht. Es dient lediglich dazu, diesen Moment zu beschleunigen. Ich kann dadurch leichter den Punkt finden, auf den ich meine Finger lege, um das aufzuspüren, was ich unbedingt fühlen muss.

Während ich meine Haut Richtung Knochen drücke, ertaste ich den Radialispuls. Das durchströmende Blut, das sich rhythmisch unter der Haut bewegt, beruhigt mich sogleich.

Ich bin mir nicht ganz sicher, warum das jedes Mal so ist. Es hat zweifellos damit zu tun, dass ich mir auf diese Weise bewusst mache, am Leben zu sein. Denn diese Maßnahme wäre ja sonst gar nicht möglich. Wieso also bringt mich dieses Pulsfühlen dazu, mich zu entspannen, obwohl es doch ganz offensichtlich ist, dass mein Herz seine Arbeit verrichtet?

Tief in meinem Inneren weiß ich, warum. Warum das Vorhandensein eines Pulsschlags eine Beruhigung im Vergleich zu der Erinnerung ist, in der es keinen gibt.

Ich werfe einen Blick auf meine rosa Swatch mit dem Lederarmband, deren Farbe so ganz anders als mein Hautton ist, und warte darauf, dass der Sekundenzeiger die zwölf erreicht. Ab da beginne ich zu zählen.

Eins. Zwei. Drei.

Der Schlag ist regelmäßig, während der Sekundenzeiger im

Kreis tickt. Fast im gleichen Rhythmus wie mein Puls, was eine weitere Bestärkung ist.

Manchmal, wenn ich gerade nichts zu tun habe, nehme ich mir eine ganze Minute Zeit, um meine Pulsfrequenz zu ermitteln. Doch meistens – wie jetzt auch –, kann ich mir keine vollständige Überprüfung genehmigen und muss mich stattdessen mit fünfzehn oder dreißig Sekunden begnügen und entsprechend multiplizieren.

Ich schaue kurz zur Eingangstür meines Lieblingscafés hinüber, die ich von meinem Stammpplatz aus im Blick habe. Noch nichts zu sehen. Also riskiere ich einen Dreißig-Sekunden-Check.

Achtzehn. Neunzehn.

Beim Zählen verlangsamt sich die Zeit, während meine Pulsfrequenz zuzunehmen scheint. Ich bin für einen Moment wie in einer Blase, doch statt Ruhe und Gelassenheit empfinde ich oft Panik. Ich versuche, den Motor des Lebens, das wohl wichtigste Organ des menschlichen Körpers, wertzuschätzen. Doch mit jedem Pumpen des Herzens, das ich registriere, beschäftige ich mich damit, wie es funktioniert. Wie kommt es mit dem Stress zurecht, den ich verursache? Ist es das wirklich wert? Wäre mein Herz nicht viel besser geschützt, wenn ich ihm all dies gar nicht zumuten würde?

Ruhepuls: Achtundsechzig Schläge pro Minute. Über meinem persönlichen Durchschnitt, aber nicht überraschend angesichts dessen, was gleich bevorsteht.

Eigentlich sollte dies nicht mein Lieblingscafé sein, weil es so gar nicht meinem Geschmack entspricht. Zum einen gibt es zu viel Glitzer. Tess, die Besitzzern, hat eine Vorliebe für Einhörner und alles, was glänzt. Die gesamte Einrichtung lässt sich eigent-

lich nur so beschreiben, als hätte jemand zu viel Zuckerwatte gegessen und sich dann hier drinnen erbrochen. Ich bin mir nicht sicher, ob eine solche Menge an Pastelltönen Migräne verursachen oder heilen könnte, da die Anzahl der Objekte zum Thema Einhorn (Salzstreuer, Blumentöpfe, Spiegel, Rahmen, Schirmständer) immer weiter zunimmt und für viel zu viel Ablenkung von diesem besonderen Forschungsprojekt sorgt.

Aber da ich nun schon einmal hier warte, ist es zu spät, um einen Rückzieher zu machen, obwohl ich jedes Mal wieder mit dem Gedanken spiele. Nicht, dass Tess das zulassen würde. Dies hier ist ein Experiment, bei dem sich unsere beiden Welten treffen.

An der Tür des Cafés ertönt ein Glöckchen und kündigt Tess damit Kundschaft an. Wir sind uns beide der Tatsache bewusst, dass dies die Person sein könnte, auf die wir warten.

Es gibt eine Menge Gründe für mich, das Café trotz seiner Einrichtung zu lieben, doch der Hauptgrund ist Tess. Es ist nach ihr benannt: *Tess's Treats*. Auch wenn »Tess' Einhorn-Menagerie« passender wäre. Ich komme jeden Tag zum Mittagessen her, und an den Tagen, an denen nicht so viel los ist, setzt sie sich zu mir. Ich muss hier nicht einsam sein. Ich glaube, wir könnten sogar Freundinnen sein.

Der Mann, der gerade das Café betritt, ist der, auf den ich warte. Er ist kleiner als in seinem Datingprofil behauptet. Es fehlen mindestens fünf Zentimeter an seinen angeblichen ein Meter achtzig. Es ärgert mich, dass er in diesem Punkt nicht genauer gewesen ist. Ich habe nie verstanden, warum es jemand als notwendig erachtet, bei etwas zu übertreiben (oder genauer gesagt: zu lügen), was sich doch ganz leicht mit einem Maßband klarstellen lässt.

Aber ich verkneife es mir, meins aus der Handtasche hervorzuholen.

»Hallo! Keisha? Ich hoffe, ich habe die Richtige erwischt! Aber da du hier der einzige Gast bist, gehe ich mal davon aus.«

Mein Datingprofil ist zweifellos sehr viel genauer als seins. Meine »Einsdreiundsiebzig, schwarzes Haar, grüne Augen, Vorfahren unterschiedlicher ethnischer Herkunft, schlank« entsprechen einer wirklichkeitsgetreuen Darstellung meiner Person über das Portraitfoto hinaus.

Ich erhebe mich und strecke ihm die rechte Hand entgegen.
»Hallo, Phil.«

»Oh, okay.« Phil ergreift meine Hand und schüttelt sie verlegen. »Ich hätte den Laden beinahe nicht gefunden.« Er blickt sich um, als wäre er noch nie in einem Themencafé gewesen, wo sich alles um Einhörner dreht. Er ist nervös, und ich frage mich, wie hoch sein Puls sein mag. Soweit ich das beurteilen kann, mit Sicherheit höher als meiner. Ich setze mich wieder hin. Ich habe mir bereits einen Kaffee bestellt und ihn bezahlt, um der Debatte aus dem Weg zu gehen, ob wir die Rechnung teilen sollten.

»Bist du oft hier?«, fragt er immer noch verlegen.

»In diesem Jahr bisher zweihundertsechunddreißig Mal«, erwidere ich und unterlasse es hinzuzufügen, dass es achtunddreißig Mal aus Anlässen wie diesem war. »Ist nicht weit weg von der Arbeit.«

Er lacht, als wäre meine Genauigkeit bezüglich dieser Zahl nur aus der Luft gegriffen, um einen Witz zu machen. »Möchtest du noch etwas? Ich werde auch was trinken.«

»Nein, ich bin versorgt. Ich wollte keinen Tisch belegen, ohne etwas zu bestellen.« Meine Tasse ist schon halb leer. Zum Glück. Ich weiß bereits, dass er nicht der Richtige ist. Meine beiden

Finger haben die ganze Zeit auf meinem Pulspunkt gelegen und da war kein sprunghafter Anstieg als Reaktion auf meine Begegnung mit diesem Mann zu verzeichnen gewesen. Ich ziehe meine Hand weg, nachdem ich die Informationen erhalten habe, die ich benötige.

»Wo arbeitest du denn?« Phil setzt sich zu mir an den Tisch. Dies ist mein Stammplatz, weil ich von hier sehen kann, wie die Welt vorüberzieht. Wie die ganze Einrichtung besteht auch er aus upgecyclten Möbeln. Dieser Tisch ist in einem zarten Blau gestrichen und mit einer Extraschicht Glitzer versehen. Tess besteht darauf, möglichst allem ein Funkeln zu verleihen. »Ich vermute mal, an der Universität, wenn du hier deine Mittagspause verbringst.«

Das ist keine gute Anfangsfrage, und doch beginnen so viele dieser Dates auf die gleiche Weise – als wollten sie einen sofort an der empfindlichsten Stelle treffen. Manchmal frage ich mich, ob einige von ihnen eine Liste mit Berufen haben, die sie billigen, um mit jemanden auszugehen (Anwältin, Lehrerin, Geschäftsführerin = ja, Zirkusartistin = ein definitives Nein), ohne jede Rücksicht darauf, ob dieser Mensch sie zum Lachen bringt oder ob er ihre Wertvorstellungen teilt – also Dinge, die tatsächlich förderlich für die Langlebigkeit einer Beziehung sind. Ich würde ihm zu gern einen Tipp geben, was gerade falsch läuft, aber ich musste feststellen, dass mein Feedback bei früheren Verabredungen gar nicht gut ankam.

»Welche Musik magst du?«

Ich werde ihm diese Frage nicht beantworten. Ich habe keine Ahnung, wer dieser Kerl ist. Und wenn er schon lügt, wenn es um seine Größe geht, wer weiß, wie viele andere unangenehme Angewohnheiten er noch hat. Am meisten fürchte ich mich vor

Stalkern, weshalb ich niemals verlauten lasse, wo ich arbeite oder wohne. Eine zugegeben etwas schwierige Positionierung im Bereich der Partnersuche.

»Oh, verstehe. Du weichst der Frage aus. Du kannst mir die Antwort ja später geben.« Phil zwinkert mir zu, als er dies sagt. Er ist nicht mein Typ. Er trägt eine Brille, die in einen Film aus den 1980ern gehört, und einen Kinnbart, der ihm nicht steht und den er auf eine nicht angemessene Länge gestutzt hat. Er hat die nervöse Angewohnheit, über seinen Bart zu streichen und dann mit derselben Hand schwungvoll die Brille auf seiner Nase hochzuschieben. Das macht er so häufig, dass ich an mich halten muss, um ihn nicht darum zu bitten, es zu unterlassen. In seinem Datingprofil sieht er cool und etwas schräg aus. Zwei Worte, die Leute in der Vergangenheit benutzt haben, um *mich* zu beschreiben. Ich dachte, etwas schräg würde ausreichen, aber da lag ich offenbar falsch. »Du siehst genauso schön aus wie in deinem Profil«, sagt er.

Ich antworte nicht, nehme stattdessen einen Schluck von meinem Kaffee. Ich höre oft, dass ich schön bin, sogar atemberaubend, und ich weiß nie, wie ich auf ein solches Kompliment reagieren soll. So wie er es gerade gebracht hat, ist es zu früh. Wir sind uns ja eben zum ersten Mal begegnet. Zuzwinkern sollte im Übrigen dem zweiten Monat einer Beziehung vorbehalten sein.

»Okay, also, Musik, die ich mag ...«, sagt er, um die peinliche Stille zu füllen. »Ich fand Blur und Gorillaz immer ganz gut, auch wenn sie heute schon Schnee von gestern sind. Ich schätze, das war meine Zeit, und ich höre sie einfach immer noch gern. Was ist mit dir? Was hörst du am liebsten?«

»Den Rhythmus meines eigenen Herzens.«

»Ist das der Titel eines Songs? Oder eine Gruppe? Hab ich noch nie gehört. Lass mich mal auf Spotify nachschauen.« Phil zieht sein Smartphone aus der Tasche und verbringt eine unzumutbar lange Zeit damit, nach etwas zu suchen, was er nicht finden wird.

Ich streiche mit meinen Fingern über das Tintenherz auf meinem Handgelenk. Die Versuchung, noch einmal meinen Puls zu messen, ist groß. Das Verlangen, diese Musik zu spüren, die Phil niemals finden wird, ist wie ein Zwang, und es ist beinahe unmöglich, ihm zu widerstehen. Er streicht sich wieder über seinen Kinnbart, unterbricht die Bewegung und lässt einen Finger kurz in ein Nasenloch verschwinden, bevor er damit seine Brille hochschiebt. Er wirft mir einen Blick zu, in der Hoffnung, dass ich es nicht mitbekommen habe.

Habe ich aber.

»Ich muss mal auf die Toilette.« Keine Ahnung, warum ich das Bedürfnis verspüre, ihm dies mitzuteilen, da er eine solche Fluchtreaktion auf sein Nasenbohren wohl schon des Öfteren erlebt haben dürfte.

Seit er sein Smartphone herausgeholt hat, scheint er jegliche Fähigkeit zur Kommunikation verloren zu haben. Ich bemerke, dass er es bei seiner Suche nach einer Band, die gar nicht existiert, auf die Facebook-App geschafft hat.

»O ja, klar«, erwidert er und weicht dabei ein wenig zurück, weil ich ihn erwischt habe, wie er etwas mehr macht, als nur nach einer Band zu suchen. Ich frage mich, ob er so weit gegangen ist, einen Status zu erstellen, um dieses schreckliche Date zu dokumentieren. Zumindest geht das heute nicht alles nur auf mein Konto.

Tess wartet in der Küchennische, so wie sie es bei solchen

Anlässen immer tut. Ein Daumen zeigt nach oben und der andere nach unten, während sie auf mein Urteil wartet. In ihrem Bemühen, die Welt aufzuheitern, tummeln sich selbst auf ihrer Schürze einige Einhörner.

Ich drücke einen Finger auf den Daumen, der nach unten zeigt, und Tess gibt ein leises zustimmendes Aha von sich. »Hab ich mir schon gedacht«, flüstert sie mir zu.

»Ist da offen?« Ich werfe einen Blick in Richtung des Ausgangs, der sich hinter dem Bereich der Großküche befindet.

»Natürlich. Nachbesprechung dann morgen. Zur gewohnten Zeit.«

Mir ist klar, dass diese Herangehensweise nicht gerade sehr erwachsen ist, aber sie hat mir schon viele Stunden quälender Unterhaltungen erspart, die zu nichts geführt hätten. Ich schaue noch einmal kurz zu Phil hinüber, ob er gerade hersieht, aber er ist so mit seinem Smartphone beschäftigt, dass er gar nicht in der Lage ist, seiner Umgebung oder der Gesellschaft, in der er sich kurze Zeit befunden hat, Beachtung zu schenken.

Das verringert meine Schuldgefühle, und ich schlüpfe am Herdbereich und den Vorbereitungsflächen vorbei, um zu meinem geheimen Ausgang zu gelangen. Tess macht ein Kreuz durch die Nummer 39 auf unserer weißen Rastertafel. Neun- und dreißig rote Kreuze in einem Raster von einhundert.

Tess ist der Ansicht, dass man Liebe überall finden kann. Dass es dabei nicht darum geht, herumzusitzen und auf *den Einen* zu warten. Sie ist der Ansicht, dass man nur mit genug Leuten ausgehen muss, um irgendwann jemanden zu finden, der zu einem passt. Sie ist die treibende Kraft hinter diesen Dates.

Meine Theorie lautet, dass ich es fühlen werde. Dass mein Körper reagieren wird. Dass mein Herz einen Hüpfen vollführt,

wenn es so weit ist. Ich glaube nicht daran, dass man es erzwingen kann.

Als ich an den Abfalltonnen vorbei bin und durch das hintere Tor hinaustrete, verweile ich für einen Moment in der kleinen Gasse und lege Zeige- und Mittelfinger auf die Stelle, die Trost verspricht. Es gelingt mir nicht auf Anhieb, meinen Puls zu finden, doch als ich ihn spüre, beginne ich gleich, leichter zu atmen.

Ich mache eine halbminütige Messung. Es soll schnell gehen. Ich muss los, bevor mein neununddreißigstes Date begreift, dass ich nicht wiederkomme.

Ruhepuls: vierundsiebzig Schläge in der Minute.

Das ist viel zu hoch. Ich bin eindeutig nicht für so was gemacht. Es war ein Date, keine Fitnessübung.

Ich notiere mir die Werte jedes Mal in einem kleinen Notizbuch mit Spiralbindung – wenn nicht sofort, dann sobald ich die Gelegenheit dazu habe. Ich hatte noch nie weniger als achtundzwanzig Aufzeichnungen pro Tag. Ich stecke das Notizbuch mit all seinen Daten wieder in meine Tasche – in die, die meinem Herzen am nächsten ist.

Im Weggehen frage ich mich, ob ich es jemals wissen werde. Ob es mir jemals gelingen wird herauszufinden, wie das Herz reagiert, wenn es sich verliebt. Denn ein Herz, das bei jedem Date davonläuft, scheint nicht für die Liebe gemacht. Man könnte meinen, es sei gar nicht bereit, es zu versuchen.

2

Clive

Clive Ellingtons Welt wurde an einem Dienstag um 2:36 Uhr in seinem Haus auf den Kopf gestellt.

Oder war es an einem Mittwoch um 17:21 Uhr in seinem Schrebergarten?

Er hatte nicht die geringste Ahnung. Dabei wäre er sich gern über die Fakten im Klaren gewesen, aber wie standen die Chancen, wenn er nicht einmal wusste, wo er sich gerade befand?

Nach und nach nahm er mehr wahr. Ein ungewohntes Geräusch: ein Summen, das er noch nie gehört hatte. Ein ungewohnter Geruch: Muffigkeit, gedämpft von Bleiche. Eine ungewohnte Umgebung: ein schmales Einzelbett mit Metallgeländern an den Seiten. Und diese Eile. Dieses Rauschen, das mit Bewegung einhergeht, obwohl er sich sicher war, dass er still dalag. Er war angeschnallt, wie mit einem Sicherheitsgurt, aber er befand sich definitiv nicht in einem Auto.

Er hatte einige Sekunden gebraucht, ehe ihm klar wurde, dass er nicht zu Hause war, aber er benötigte sehr viel länger, um herauszufinden, wo er sich befand. Er war im Schrebergarten gewesen, nicht wahr? Oder doch nicht?

Und dann fiel es ihm wieder ein. Die Erkenntnis, was ihm zugestoßen war, durchströmte ihn. Das Grauen, das ihm begegnet war. Die Erinnerung fegte durch ihn hindurch, verursachte

einen Schmerz in seiner Brust, als ob es mit seinem Leben zu Ende ging.

Und so war es auch gewesen.

Deshalb war er hier.

Clive setzte sich auf, hielt sich die Hand an die Brust und versuchte sich auf seine Atmung zu konzentrieren, während er sich bemühte, das, was um ihn herum war, in sich aufzunehmen.

»Ganz ruhig, Clive. Wir sind auf dem Weg ins Krankenhaus. Legen Sie sich wieder hin.« Die Stimme schien zu keinem Körper zu gehören. Zumindest zu keinem, den er sehen konnte.

Clive war vollständig bekleidet, sein Hemd geöffnet. Mit einem Anzug im Bett zu liegen war verwirrend. Dieses Engegefühl in seiner Brust, als hätte jemand einen Schraubstock um seine Rippen gelegt, nahm zu, als ihm all das durch den Kopf ging, was Nancy an diesem Nachmittag zugestoßen war. Nancy, die Liebe seines Lebens, seine zweite Hälfte, die nun nicht mehr da war.

»Hilfe!«, stieß Clive verzagt hervor, wohl wissend, dass dies vielleicht das Ende war und sich lediglich sein Überlebensinstinkt meldete, der wollte, dass er gerettet wurde. Der Rest von ihm fragte sich, ob dies die Gelegenheit war, Nancy zu folgen. Das wäre ihm eigentlich lieber. Wenn sie tot war, dann wollte er es auch sein.

Der Schmerz den dieses Wissen hervorrief, pumpte durch ihn hindurch und wurde zu einem immer quälenderen, körperlichen Schmerz, der nicht nachlassen wollte und wieder seine Brust umklammerte.

Wenigstens trug er sein bestes Jackett, wenn nun auch verknittert, dachte er, als er die Augen schloss, bereit, seinem Schöpfer gegenüberzutreten. Es war besser so. Er wollte sich nicht

selbst retten, wenn das Leben, das er hinter sich ließ, ein Leben ohne Nancy war. Der Gedanke war schlicht unerträglich.

Der Schmerz, den er verspürte, hatte nun etwas Tröstliches an sich. Er brachte ihn dem Ort näher, an dem er sein wollte. Das war einer seiner letzten Gedanken, bevor es dunkel um ihn wurde und er spürte, wie er fiel.

Er hätte nie geglaubt, dass er nach seinem Tod, wenn er auf der anderen Seite angelangt war, noch irgendetwas fühlen würde. Doch sein Weg in den Himmel erfolgte mit einer Bruchlandung und ohne jede Raffinesse.

Wie sich herausstellte, entsprach Clives Version des Himmels seinem Schrebergarten. Dieser war schon vor seinem Tod sein Nirwana gewesen, sein Glücksort, daher war es keine Überraschung, dort oben darin zu landen. Auf dem Stückchen Land, wo er Obst und Gemüse anbaute, vermochte er zu einer gewissen Ausgeglichenheit zu finden. Doch dort zu sein erinnerte ihn an etwas, das ihn aufwühlte. Etwas Neues. Etwas, das sonst nicht dort war.

Im Jenseits gab es alles, was er jemals angebaut hatte, in Fülle – was in Wirklichkeit in den meisten Jahren nicht der Fall gewesen war. Die Stangenbohnen ächzten unter der Last der Schoten. Die Stachelbeeren waren reif, und die Rhabarberpflanzen erschienen doppelt so groß wie letztes Jahr. Und die leicht duftenden Gladiolen, die er immer für Nancy züchtete, blühten mit einer solchen Pracht, dass er ihr jeden Tag einen Strauß mitnehmen musste.

Nancy.

Da war sie ... Diese wundervolle Hoffnung.

Er musste nur den Schrebergarten verlassen und nach Hause gehen.

Sie wären wieder vereint, und das wäre in der Tat himmlisch.

Aber seine Beine wollten ihm einfach nicht gehorchen. Und auch die Straße, die er hinuntergehen musste, sah nicht so aus, wie sie es eigentlich sollte. Genau genommen stimmte alles irgendwie nicht ganz. Eine Art Schleier schien seinen Schrebergarten zu umgeben. Er konnte wohl seinen Schuppen und seine Parzelle sehen, aber darüber hinaus war alles verschwommen.

Er versuchte noch einmal seine Beine zu bewegen. Er musste bloß einen halben Kilometer zurücklegen, wenn überhaupt. Es war keine große Entfernung, und dennoch hatte er sich noch nie so weit weg gefühlt.

»Clive. Clive, können Sie mich hören?«

Das war nicht Nancys Stimme.

Und sie gehörte auch keinem seiner Freunde aus der Kleingartenanlage.

»Bestätigt!«

Der Ausruf überraschte Clive. Ganz besonders, da er von ihm selbst gekommen war.

»Alles in Ordnung, Clive. Wir dachten nur für einen Moment, dass wir Sie verloren hätten.«

Hattet ihr auch, dachte er und fragte sich, was er tun musste, um dorthin zurückkehren zu können. Aus irgendeinem Grund rief ihn der Schrebergarten zu sich, auch ohne dass Nancy dort war. Es kam ihm so vor, als wäre dies der Ort, wo er sein sollte. Der Ort, an dem er für all das eine Lösung finden würde.

»Ich bin tot«, hörte Clive sich selbst sagen. »Lasst mich weiter tot sein.«

»Nicht während meiner Schicht. Heute stirbt mir keiner.«

Clive öffnete die Augen, doch er war nicht imstande, seinen Blick auf den verschwommenen Sanitärer oder auf die anderen

vom medizinischen Personal zu fokussieren, die ihn umringten. Das Einzige, was in sein Blickfeld rückte, war der Defibrillatorwagen neben dem Bett, in dem er lag. Sein Verwendungszweck war durch sein leuchtendes Gelb und die drei großen roten Buchstaben REA auf einer Seite eindeutig.

Der Tod war nur vorübergehend gewesen.

Wie sich herausstellte, war er immer noch ziemlich lebendig.

3

Keisha

Die Behauptung »Ich mag meinen Laborkittel« stimmt nur bedingt. In Wahrheit *liebe* ich ihn. Er schützt, ist praktisch und dient auch dazu, sich gegen die Welt abzuschildern. Ich finde es gut, dass ich mir nicht groß Gedanken darüber machen muss, was ich zur Arbeit anziehe, weil ich ja eh meinen Laborkittel an habe. Damit entfällt die Notwendigkeit, mich dem Modediktat zu beugen. Was eine Erleichterung ist, da meine Fähigkeiten in dieser Hinsicht nicht besonders ausgeprägt sind. Dieses Kleidungsstück ist mit verantwortlich dafür, dass ich nach meinem Abschluss in Kardiologie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität geblieben bin. Abgesehen natürlich von meinem Wunsch, dabei zu helfen, Herzerkrankungen auszurotten.

Wir haben einen langen Tag im Forschungslabor vor uns. Wir dokumentieren die Ergebnisse aus zwei Projekten, und nebenher arbeite ich noch an meiner Doktorarbeit. Sämtliche Zeitfenster für die Studienteilnehmenden unserer Herzforschung sind ausgebucht. Das finde ich gut, denn mir sind die Tage lieber, an denen viel zu tun ist.

»Möchtest du auch eine Portion *Oat So Simple?*«, ruft Lucy von der kleinen Teeküche herüber.

»Was soll das sein?«

»Haferbrei. Man muss nur noch kochendes Wasser hinzufügen.«

Lucy ist meine engste Freundin. Wir sind nicht nur Kolleginnen, sondern leben auch in einer WG. Die meisten Leute glauben, damit sei eine Katastrophe vorprogrammiert. Manchmal glaube ich das auch, aber den Rest der Zeit funktioniert es. Irgendwie brauchen wir einander. Ist es nicht so, dass man zwei Gestörte benötigt, um ein funktionierendes Ergebnis zu erzielen?

»Also möchtest du auch was davon?«

»Ich hatte etwas Reis zum Frühstück.« Ich unterbreche die Prüfung meiner Listen, um sicherzugehen, dass sie nicht überall kochendes Wasser verschüttet. Lucys verknitterter Laborkittel ist alles andere als tadellos.

»Das ist kein normales Frühstück.«

»In manchen Kulturen schon.«

»Ich muss nur das Wasser bis zur Markierung zugeben und das Ganze zwei Minuten stehen lassen.« Lucy hält das Gefäß gegen das Licht, als ob das Aufspüren der Markierung eine Herausforderung darstellt, die kaum zu bewerkstelligen ist.

Eine Sekunde lang fürchte ich, dass sie versucht, das Wasser direkt aus dem Wasserkocher ins Gefäß zu füllen, während sie es noch in die Höhe hält, und bin erleichtert, als sie es nicht tut. Scheinbar besitzt sie doch ein wenig gesunden Menschenverstand. Obwohl das meiste davon auf Erfahrung beruht und kein Geschenk Gottes ist. Sie muss ihre Lektion wohl aus dem Vorfall mit der Mikrowelle gelernt haben, als sie sich nicht die Mühe gemacht hatte, den Hinweis zu lesen, die Hühnersuppe erst aus dem Beutel mit dem Metallstreifen zu gießen, und infolgedessen die Funken flogen. Die zwei Minuten, die Lucy benötigt, um

darauf zu warten, dass sich die Haferflocken in etwas Essbares verwandeln, nutze ich, um eine Messung durchzuführen. Meinen Karotispuls messe ich nämlich, wenn möglich, nicht in aller Öffentlichkeit. Ich mache mir Gedanken darüber, was die Leute von mir halten könnten, wenn sie mich dabei erwischen, wie ich an meinem Hals herumdrücke. Es ist leichter, dort die richtige Stelle zu finden und den Puls zu messen, aber damit ernte ich immer komische Blicke.

Da ich spüre, dass Lucys Eskapaden mein Herz zum Rasen bringen, fällt es mir leicht, meinen Karotispuls zu ertasten. Mein Herz strengt sich zwar mehr an, doch wenn man den Puls insgesamt betrachtet, ist er nicht höher als vor einer halben Stunde.

Es sind diese feinen Details, die ich ganz besonders schätze. Da ich so im Einklang mit dem Rhythmus meines Herzens bin, vermag ich das Herzzeitvolumen, also wie viel Blut innerhalb einer bestimmten Zeit durch meine Adern fließt, ohne die Hilfe von Maschinen recht gut einzuschätzen. Obwohl mein Puls gleich bleibt, ist mein zentraler Venendruck ohne Frage erhöht. Nicht jeder Mensch ist imstande, anzugeben, wann sein ZVD hoch ist. Aber auch nicht jeder Mensch möchte dazu imstande sein.

»Das Zeug ist gar nicht schlecht. Vielleicht ein bisschen zu heiß.«

»Ich vermute, dass man es erst eine Weile abkühlen lassen sollte.«

»Ich wollte es aber unbedingt probieren. Mach dir doch auch mal eine Portion. Das wäre besser als dein Reis.«

»Ich versuche es mit dem Haferbrei, wenn du es mal mit Reis zum Frühstück probierst.«

Lucy verzieht das Gesicht.

Es wäre interessant zu beobachten, ob es eine positive Wirkung hätte, wenn Lucy das Frühstück ausnahmsweise einmal nicht ausfallen ließe und sie dadurch zwischen Arbeitsbeginn und Mittagspause vermeiden würde, ständig zu naschen. Erst gestern hatte ich sie dabei erwischt, wie sie Minifrikadellen in sich hineinstopfte, die eigentlich fürs Mittagessen gedacht waren. Ich beschliesse, es ihr selbst zu überlassen, ihre Nahrungsaufnahme im Auge zu behalten. Man kann eben nur eine gewisse Anzahl an Studien pro Tag durchführen.

»Und wie war es?«

»Wie war was?«

»Dein Date?«

»Ach, das.« Ist es schlimm, es bereits vergessen zu haben?

»Ja, das. Es kann doch nicht schon wieder ein mieses Date gewesen sein.«

»Doch, genau das war es.«

»Wieso? Was stimmte denn diesmal nicht?«

»Es gab eine Ungenauigkeit von fünf Zentimetern.«

»Oha! Fünf Zentimeter? Das ist eine Menge. Ich nehme an, wir reden von seiner Körpergröße?«

»Natürlich. Und es war nicht nur das. Es gab Anzeichen für zwanghaftes Nasenbohren.

Vieles spricht also dafür, dass ich mich nicht im selben Raum mit *dem Einen* befinde.« Er wird vermutlich das Gleiche über mich sagen, zumal ich abgehauen bin. Aber was auch immer ich zu empfinden gehofft hatte, bei ihm habe ich es definitiv nicht gespürt. Ich finde dieses ganze Datingding viel zu peinlich und umständlich, was vermutlich der Grund ist, warum ich noch nie einen richtigen Freund hatte.

»Igitt! Ich wünschte, du würdest mir mal erlauben, mitzukommen. Ich würde so gern Mäuschen spielen!«

»Wir haben das doch schon diskutiert. Es bleibt beim Nein.« Ich verbringe schon viel zu viel Zeit mit Lucy. Gemeinsam auch noch auf Partnersuche zu gehen kommt nicht in Frage.

Es hat etwas Gutes, dass wir unsere Mittagspause zu unterschiedlichen Zeiten machen müssen. Das Alleinsein gibt mir die Möglichkeit, mich selbstständig zu machen und bei Tess im Café zu essen. Es ist auch der Grund, warum ich mehr als eine Freundin habe.

»Wenn du dich mit diesen Typen zum Abendessen verabreden würdest, wie ich es dir vorgeschlagen habe«, fährt Lucy fort, »dann könnte ich zufälligerweise an einem anderen Tisch sitzen und dir ein paar Tipps geben.«

»Ich bleibe trotzdem bei meinem Nein. Es ist schon schlimm genug, dass Tess das Geschehen im Auge behält.«

Die anschließende Analyse mit Tess ist oft der Teil, auf den ich mich mehr freue, als auf das Date. Das würde ich später noch mit ihr diskutieren.

Im selben Moment, als die Mikrowelle piept, klingelt das Telefon. Ich blicke zu Lucy hinüber, und sie entscheidet sich, zum Schreibtisch hinüberzugehen und den Hörer abzunehmen. Ich reagiere auf das Piepen und begeben mich in die kleine Küche.

Die Mikrowelle ist leer.

»Was wolltest du denn ursprünglich mal aufwärmen?«, erkundige ich mich, als ich an meinen Schreibtisch zurückkehre.

»Meinen Haferbrei.« Sie hält mir die Schale hin, als sei dies eine durchaus vernünftige Erklärung.

»Aber ich dachte, man müsste bloß noch kochendes Wasser hinzufügen?«

»O ja. Aber das war mir am Anfang noch nicht klar, und ich hatte die Mikrowelle ja schon eingestellt. Und die einzige Möglichkeit, dass sie wieder auf null zurückgeht, besteht darin, sie bis zum Ende laufen zu lassen.«

Ich blicke Lucy entgeistert an und muss kurz an mich halten, damit mir nicht der Unterkiefer herunterklappt. »Dafür gibt es die Löschtaste.«

»Tatsache? Aber ich mache es lieber so, damit ich die Zahlen wieder auf null bekomme. Das ist so eine Macke von mir. O ja, ich glaube, ich habe eine Macke!«

Ich weiß noch nicht mal ansatzweise, wie ich darauf reagieren soll. »Worum ging es bei dem Anruf?«

So früh an einem Donnerstag ist es wahrscheinlich eine Absage.

»Das war unser Lieblingsdoktor.«

»Dr. Hutchins?«

»Ja. Er hat einen Patienten mit Takotsubo-Syndrom für deine Dissertation.«

»Wirklich? Und ist der Patient auch bereit, an der Studie teilzunehmen?«

»Hutchins scheint zumindest dieser Ansicht zu sein. Aber er erwähnte auch, dass es ein bisschen kompliziert sei. Du kannst den Papierkram bald im Krankenhaus erledigen.«

»Hast du die Daten notiert?« Auch wenn Lucy es offenbar für logisch und sinnvoll hält, eine leere Mikrowelle laufen zu lassen, hege ich dennoch die Hoffnung, dass sie nicht die Fähigkeit verloren hat, die Informationen zu notieren, wenn sie Anrufe entgegennimmt.

»Natürlich. Die Patientendaten stehen hier drauf.« Lucy reicht mir einen Post-it-Zettel.

»Haben wir nächste Woche noch Zeit, ihn irgendwann einzuplanen?«

»Dafür ist doch immer Zeit. Wenn du willst, kannst du morgen früh im Krankenhaus vorbeischauen.«

»Kommst du damit klar, die anderen Termine zu übernehmen?«

Lucy und ich haben die gleiche Aufgabe. Es macht keinen Unterschied, wer von uns die nötigen Informationen sammelt. Aber ich muss zugeben, dass ich es bevorzuge, alles im Blick zu behalten, um sicherzustellen, dass es auch absolut korrekt abläuft. Meine Finger streichen über die Innenseite meines Handgelenks.

»Ich muss nichts weiter tun, als die ganzen üblichen Messungen vornehmen«, erwidert sie. »Das kann ich inzwischen im Schlaf, genauso wie die immer gleichen Fragen stellen, die jeder Proband beantworten muss. Ich habe nicht vor, irgendetwas zu versauen. Nur weil ich nicht kochen kann, heißt das nicht, dass ich in allen anderen Bereichen meines Lebens unbrauchbar bin. Ich sollte dich eigentlich gar nicht daran erinnern müssen. Also mach schon einen Termin aus.«

Das ist das Gute an Lucy. Sie weiß immer, wann man mich auf den Boden zurückholen muss.

Ich höre für den Moment auf, mir Sorgen zu machen, bewege meine Finger weg von der Versuchung und wende mich meiner nächsten Aufgabe zu.

Ich rufe auf der Station an und vereinbare einen Termin, um mir Fallbeispiel Nummer fünf anzusehen. Erst der fünfte Proband im örtlichen Krankenhaus, der für die Studie meiner Dissertation über die Takotsubo-Kardiomyopathie – auch bekannt als Broken-Heart-Syndrom oder Syndrom des gebrochenen

Herzens – in Frage kommt. Dabei handelt es sich um ein seltenes Ereignis, das nach einem Schock auftreten kann. Und es gleicht in keiner Weise dem Broken-Heart-Emoji mit dem Riss in der Mitte. Es tritt auf, wenn es zu einer apikalen Ballonierung kommt, die eine plötzliche, zeitweise Schwächung des Myokards verursacht. Der Herzmuskel reißt also nicht, sondern er weitet sich, vermag nicht mehr genügend zu pumpen und das Ergebnis gleicht daher einem prallen Ballon. So sieht ein gebrochenes Herz in Wahrheit aus.

Ich spreche mit Dr. Hutchins, der noch einmal auf die Tatsache hinweist, dass es sich um einen komplexeren Fall handelt, der aber dennoch für die Studie geeignet sei. Offenbar wurde das Interesse des Teilnehmers geweckt, weil er dabei Rote-Bete-Saft trinken soll. Meine Studie untersucht, welche Auswirkungen Stickstoffmonoxid (das der Körper aus Nitrat gewinnen kann, welches in hohen Mengen in Rote-Bete-Saft enthalten ist) auf Patienten nach einem Takotsubo-Syndrom hat. Die Komplexität der Studie ist schwer zu erklären, aber es scheint so, als ob der Saft das Herz gesünder macht und bei Prävention und Genesung hilft, und genau das hoffe ich beweisen, zu können.

Nachdem der Anruf beendet ist, beginne ich mir Sorgen darüber zu machen, dass ich mich nun dafür aus unserem Labor hinausbegeben muss.

Egal wie sehr ich mich auch bemühe, ein von Routine und Ausgewogenheit bestimmtes Leben zu führen, es gibt immer etwas, das mich dazu drängt, meinen Puls zu messen.

4

Clive

Für Clive Ellington waren die vergangenen Tage im Krankenhaus die unglücklichsten seines Lebens gewesen.

Er rühmte sich immer damit, ein fröhlicher Kerl zu sein, der selbst den am schlechtesten gelaunten Menschen ein Lächeln abzurufen vermochte. Doch damit war Schluss seitdem er diese mürrische Maske trug und sich außerstande sah, das verdammte Ding abzulegen. Egal wie sehr er sich auch bemühte, es schien ihm nicht zu gelingen, seiner Situation irgendetwas Positives abzugewinnen.

Es gab eine Vielzahl von Punkten, die dazu führten, dass es ihm schlecht ging, und er hätte sie nur allzu gern stichpunktartig aufgelistet, aber niemand war bereit, ihm zuzuhören. Warum auch, wenn er sich ständig nur darüber ausließ, dass seine Frau tot war und er sich wünschte, er wäre ihr gefolgt.

Niemand wollte sterben und als alter Nörgler wieder aufwachen, aber genau das schien passiert zu sein, und das gefiel ihm gar nicht. Und allen anderen ganz offensichtlich auch nicht. Vor ihm lag ein weiterer einsamer Tag.

Und es gefiel ihm genauso wenig, dass sie jetzt, wo er auf der kardiologischen Intensivüberwachungspflege lag, so viele Untersuchungen bei ihm durchführten. Sie hatten ihn verkabelt. Offenbar fürchteten sie, dass sein Herz jeden Augenblick den Geist aufgab.

Und niemand schien es toll zu finden, dass er es verdammt noch mal sehr begrüßt hätte, wenn es so wäre.

Abgesehen davon, dass er nun Witwer war, gab es noch eine Reihe weiterer Dinge, die er – eingeschlossen der Tatsache, *nicht* tot zu sein – als über alle Maßen deprimierend empfand.

Zunächst einmal bestanden sie darauf, dass er weiterhin ein Nachthemd trug. Zumindest betrachtete er es im weiteren Sinne als solches. Es hatte ein offenes Rückenteil und sah wirklich furchtbar aus. Egal wie viel Mühe er sich auch gab, sie davon zu überzeugen, ihn seinen besten Anzug tragen zu lassen, sie wollten einfach nichts davon hören. Aus Protest trug er seine Anzugjacke über dem Nachthemd. Es war sein Lieblingssakko. Im Patchworkstil gearbeitet und das Beste, was er jemals in einem Secondhandladen gefunden hatte. Ein Unikat.

Das einzige Problem – wenn er darauf beharrte, ein Sakko zu tragen – war die Hitze. Es war furchtbar heiß darunter. Eigentlich müsste er es wieder ausziehen, aber jeder hatte sein Päckchen zu tragen und das hier war nun einmal seins, ob es nun eine dumme Idee war oder nicht.

Als wäre dieses ganze Theater nicht schon deprimierend genug, musste er auch noch in einen Topf pinkeln, weil sie seine Flüssigkeitsaufnahme und -abgabe überwachten. Sie maßten tatsächlich, wie viel Milliliter er zu sich nahm und wie viel er am anderen Ende wieder ausschied!

Anstatt wie üblich die Herrentoilette anzusteuern, gab es alle möglichen Vorgehensweisen zu befolgen. Darunter einige, die das Tragen eines Sakkos ziemlich erschwerten. Aber er weigerte sich, es auszuziehen. Er hatte nicht vor nachzugeben. Denn dann hätten sie gewonnen. Trotz all ihrer Bemühungen, sich um ihn zu kümmern, hatte er eher das Gefühl, dass er sich im Kampf mit

dem Klinikpersonal befand, insbesondere mit der Oberschwester. Sie verstanden ihn einfach nicht. Er versuchte ihnen wichtige Dinge mitzuteilen, aber wann immer er versuchte, seinem Schmerz Ausdruck zu verleihen, teilte ihm die Stationsschwester mit, dass sie alle zu beschäftigt seien.

Er machte ihnen keinen Vorwurf. Sie mussten ihre Arbeit erledigen, und alles, was über eine fünfminütige Betreuung hinausging, war nicht Bestandteil des Ablaufs. Aber das half ihm nicht weiter. Es linderte nicht die Depression, die ihn langsam überkam. Wenn Leute ihn darauf ansprachen, dass er bald wieder nach Hause dürfe, und er in Tränen ausbrach, hatten sie keine Antworten für ihn parat. Niemand war in der Lage, Abhilfe zu schaffen, um die Situation zu verbessern, in der er steckte, und das setzte ihm nur noch weiter zu.

Von den Ärzten bekam er immer nur zu hören, dass sie erst einmal seinen Zustand stabilisieren wollten, so als wüssten sie, dass die Chance, sich jemals wieder hiervon zu erholen, schwand. Es war ja nicht so, als ob sein Herz ein einziges Mal gebrochen wäre. Es brach immer wieder. Jedes Mal, wenn er sich daran erinnerte, was geschehen war, kam es ihm so vor, als würde etwas in ihm zerspringen. Als bestünden seine Organe aus Glas.

Vielleicht war genau das geschehen. Wo einst Fleisch und Knochen gewesen waren, war er nun zerbrechlich geworden, und Teile von ihm splitterten bei jeder Gelegenheit.

Er wusste nicht mehr, wie man ein Lächeln aufsetzte.

Das Witzebuch, das er auswendig gelernt hatte, um Leute zum Lachen zu bringen, schien in eine Pfütze gefallen zu sein und war nicht mehr zu retten. Selbst seine Manieren, auf die er so stolz war, hatten rapide nachgelassen.

